

Als Worte Waffen waren

Schreibverbote, Terror, Verfolgung – gemeinsam überstanden sie die NS-Zeit. Doch der Kalte Krieg stellte das Paar plötzlich auf verschiedene Seiten. Starjournalistin Margarete Clavier und Tagesspiegel-Herausgeber Walter Karsch lieferten sich eine publizistische Schlacht. Bis sie plötzlich verstummte. Die Geschichte einer enttäuschten Liebe

VON ANDREAS PETERSEN

Sie waren ein Paar. Margarete Clavier, die Starjournalistin der Zwischenkriegszeit mit weltweit nachgedruckten Artikeln über Puder und Lippenstift, und Walther Karsch, Redaktionsassistent der legendären „Weltbühne“ von Carl von Ossietzky und Kurt Tucholsky. Der 25-Jährige aus einfachen Neuköllner Verhältnissen heiratete die acht Jahre Ältere, Kind einer jüdischen Familie aus Berlin-Mitte 1931. Die Ehe rettete ihr im Nationalsozialismus das Leben. Ihn bewahrte sie vor dem Einzug an die Ostfront. Zwölf schlimme Diktaturjahre trugen sie gemeinsam. Dann wurde er Herausgeber des Tagesspiegels, der schon bald zur publizistischen Speerspitze gegen den neuen Terror im Osten wurde, und sie wurde genau dort zuständig dafür, Kritik an den Zuständen in der DDR mit scharfen Attacken auf die Kritiker abzuwehren.

Wenn man den Tagesspiegel lese, schrieb sie 1949, „diese Melange aus amerikanischem gelenktem Über- und Unterbewusstsein, ... muß man doch immer wieder staunen, in welchem Umfang sich der Wechsel der Gestimmung von links oben nach rechts unten vollzog“. Ihr Artikel war abgedruckt in dem Ost-Berliner Organ, das sich als Nachfolgeinstitution der alten „Weltbühne“ ausgab. Im Ringen um das bessere Deutschland gehörte das einseitige Intellektuellenblatt zu einem heiß umkämpften Traditionsbestand. Clavier machte sich zum lebenden Beweis dieser Traditionslinie, indem sie regelmäßig über ihre Begegnungen mit den einseitigen „Weltbühne“-Machern Ossietzky und Tucholsky schrieb. Aber auch Karsch schrieb immer wieder über seine Zeit mit den journalistischen Großmeistern der „Weltbühne“: „Heute werden die Namen jener roten Hefte, in denen Tucholskys Prosa und seine Gedichte einst erschienen sind, und der ihrer strengen Herausgebers, Carl von Ossietzky, für ein Parteiblat missbraucht. Da man Tote nicht mehr fragen kann, haben's die, die sie für sich in Anspruch nehmen, leicht.“ Immerhin war Karsch es gewesen, der die „Weltbühne“-Redaktion ab 1932 alleinverantwortlich geleitet hatte. „Das ironische Lächeln, mit dem Ossietzky jede Woche das mediokre Ost-Berliner Blättchen betrachtete“, meinte er nun, „können wir uns ebenso lebhaft vorstellen wie seine kopfschüttelnde Verachtung der Versuche, ihn, den großen Liberalen, zu einem Mitläufer Überflüssigen umzufunktionieren“.

Dabei hatte der Tagesspiegel die Entwicklung im Osten der Stadt zunächst wohlwollend begleitet. Nach anfänglicher Zurückhaltung gab er jedoch seinen moderaten Ton ab 1946 auf. Als der 21-jährige Parlamentsbedienter des Tagesspiegels, Wolfgang Hansske, in den Osten verschleppt wurde und dort spurlos verschwand, schrieben seine Kollegen über SBZ und junge DDR nur noch als „sowjetischem Sklavengebiet“ mit „roten Mördern“ – und im Gegenzug Clavier vom Tagesspiegel bevorzugt als „Naziblat“, dessen Publikum in schlagenden Verbindungen zu suchen sei, denen mit „eingepökelten Amtzungen und total lizenziertem Gehirn“ eine „Kampagne für einen aussichtsreichen dritten Weltkrieg“ serviert werde. Die publizistische Schlacht war entfesselt.

Nicht nur zwischen den Redaktionen im zugeigen dritten Stock des Tempelhofer Verlagshauses und im Hinterhof der Mohrenstraße 36/37 lagen Welten, sondern nun auch zwischen den beiden, die sich einst im kritisch-aufgeklärten Geist um die „Weltbühne“ so einig gewesen waren.

Kennengelernt hatten sich Margarete Clavier und Walter Karsch Ende der 20er Jahre. Er, ein sympathischer Germanistikstudent, befasste mit dem homoerotischen „Fluidum“ der Sexualwissenschaft Magnus Hirschfelds, gehörte der „Gruppe junger Revolutionärer Pazi-

Karsch gehörte zu denen, die Carl von Ossietzky vor dem Gefängnis verabschiedeten

fisten“ um den Schriftsteller Kurt Hiller an. Sie, eine ebenso gradlinige wie brotlose Absolventin der Schauspielschule Max Reinhardt mit dem Künstlernamen Pauline Nardi, war Rezitantin eines Carl-Kraus-Abends – mit ihm als hingerrissenem Zuhörer.

Über Nacht avancierte sie zur Kosmetikexpertin im „Moden-Spiegel“, der Dienstagsbeilage des „Berliner Tageblatts“, wo Berichte über schwelgerische Ballnächte und das mitsige Leben der vornehmen Berliner Gesellschaft erschienen. Da ging es um Frauen, die segelten, ihren Lebensunterhalt selbst verdienen und sich in großstädtischen Cafés wie selbstverständlich bewegten. Kosmetik traf den Nerv der Zeit. Noch wenige Jahre zuvor hatte man in Schminke einen Angriff auf die „natürliche Schönheit“ gesehen. Nun verwandelte sie sich in ein Zeichen weiblicher Selbstbestimmung mit dem Versprechen, dass jede Frau wie eine der gefeierten Filmdiven aussehen könne. Schon bald fuhr Nardi auf Messen und stellte neueste Kollektionen in Luxushotels vor. Ihre Artikel erschienen selbst in New Yorker Zeitungen. In einer märchenhaften Karriere avancierte die mittlere Schauspielerin zu einer der bestverdienenden Frauen Deutschlands.

Während Nardi in die Welt der Berliner Salons katapultiert wurde, eröffnete sich dem jungen Walther Karsch die linke Getteswelt der Republik als Redaktionsassistent der „Weltbühne“. Er erlebte Ossietzky und Tucholsky aus nächster Nähe, verhandelte mit Lion Feuchtwanger, Erich Mühsam oder Carl Zuckmayer, erfuhr die ganz besonderen Eigenheiten eines Erich Kästner oder Arnold Zweig und kannte sich bald sehr gut aus im untergründigen Kräftefeld der Intellektuellenszene. Für die Nationalen war die „Weltbühne“ schlicht „zersetzend“, für die stalinistische Linke ein „Sozialfaschisten-Blatt“. Für Karsch als journalistische Lebensschule.

Nach der Heirat 1931 zog das Paar in eine repräsentative Wohnung nur wenige Meter vom Kurfürstendamm entfernt und führte einen gastfreundlich-mondänen Haushalt. Er ging morgens in die Redaktionsräume in der Kantstraße 152 und sie in das dunkle Gängegewirr des Mosse-Verlages im Zeitungsviertel. Ihre Artikel erreichten 240.000 Leser, seine 15.000 Abonnenten. Abends trafen sie sich im Café Josty am Potsdamer Platz, zu modernen Premieren in den Kammerspielen, stritten bei Diskussionsabenden im Café Adler über Klaus Mann, fanden Brecht plump, beklatzten Ernst Toller oder lauschten dem Großkritiker Alfred Kerr.

Karsch gehörte zu denen, die Carl von Ossietzky am Morgen des 10. Mai 1932 vor der Strafanstalt Tegel verabschiedeten. Als Herausgeber eines Artikels über die deutsche Luftwaffe war Ossietzky wegen Landesverrats verurteilt worden. Ein Proteststurm verbrachte sich selbst im Ausland, erreichte jedoch nichts. Karsch, nun juristisch verantwortlich für das Blatt und mit 24 Jahren der jüngste Chefredakteur im Land, war jetzt mittendrin.



Entschlossen. Als Tagesspiegel-Herausgeber gehörte Karsch zu den schärfsten DDR-Kritikern.

Zwei glückliche Jahre erlebte das Paar am Pulsschlag des vibrierenden Berlin. Mit Hitlers Machtergreifung folgte ein zwölfjähriger Albtraum. Am 8. März 1933 drangen Gestapo-Leute in die „Weltbühne“-Küme und vertrieben die letzten Redakteure. Karsch erhielt sofort Schreibverbot, Nardi als Jüdin kurz darauf. Eine antisemitische Verfolgungsmaßnahme folgte der nächsten, vieles, was für sie galt, galt auch für ihn. Als Handelsvertreterverantwortlicher nun beider Lebensunterhalt zu sichern, während es um sie immer einsamer wurde. Die Freunde flohen ins Ausland, Tucholsky starb 1935 im Exil, Ossietzky wurde im KZ schwächer und schwächer, bis er 1938 ebenfalls starb. Nach einer Denunziation verhafteten SS-Leute 1937 Nardis Schwester. Wenige Lagermonate darauf traf die Todesnachricht ein. Aus Verzweiflung starb die Mutter, drei Monate später Nardis Vater. Bei ihr brach eine Tuberkulose aus, aber als Jüdin stand ihr kein Sanatoriumsaufenthalt zu. 1941 zog das Regime erschießen Außenstehenden wie das von Vater und Tochter, tatsächlich hatten die beiden sich längst ineinander verliebt. Karsch und Nardi ließen sich im Dezember 1946 scheiden. Sechs Wochen später verschickte das Paar Raschdorff-Karsch seine Verlobungskarten. Ein Anwalt bemerkte in seinem Gratulationschreiben: „Nachdem sie gemeinsam so viel Unangenehmes überstanden haben, werden Sie sich besonders miteinander verbunden fühlen und glücklich sein, dass dies nun nicht von anderen Außenstehenden in ein falsches Licht gesetzt werden kann.“

Das spielte wohl auf Redaktionsratsch an, aber vielleicht ging es auch um Anwärter Pauline Nardis gegenüber der 24 Jahre Jüngeren. Vier Monate später feierten Walther Karsch und Ise Raschdorff eine große Hochzeit in Weiß, auf der Einladungsliste stand das Who is Who der West-Berliner Zeitungs-, Rundfunk- und Theaterlandschaft samt allen amerikanischen Presseoffizieren.

Und Pauline Nardi? Es hat den Eindruck, als ob sie eine gemeinsame Zukunft für sich und Walther Karsch gesehen hätte. In späteren Leitartikeln vermerkte sie stets, ihr Mann habe sich scheiden lassen. Für eine Weile kam sie bei ihrem Bruder Hans und dessen Frau Lieselotte im Zehlendorfer Ithweg unter, einem kleinen Reihenhäuschen, das zuvor einem NS-Parteigenossen gehört hatte und dem jüdischen Paar von den Amerikanern zugewiesen worden war. In der Stadt voller Flüchtlinge ein Segen. Hans Clavier fand überdies Arbeit im Tagesspiegel-Vertrieb – auf Vermittlung seines ehemaligen Schwagers. Die überlebten Terrorjahre müssen in dem kleinen Domizil angewöhnlich gewesen sein.

Nardi arbeitete von nun an nur noch für Ost-Medien: für den von den Sowjets kontrollierten Berliner Rundfunk in der Masurenallee, die Frauenzeitung „Für Dich“, die „Weltbühne“ und die „BZ am Abend“. Immer wieder bezog sie sich auf den Holocaust als „Zurückgebliebenen“, mit den Schuldgefühlen einer Weiterlebenden. Das las man in SBZ und DDR so nicht oft, hatten doch nach offizieller Lesart in

beizutragen“. Im Juli 1945 stellte er im Zehlendorfer Volksbildungsamt eine Veranstaltung zur „Weltbühne“ auf die Beine. Nardi rezierte zwei Wochen später Tucholsky-Texte in Nikolassee. Es zog sie wieder auf die Bühne. Fast zwanzig Jahre hatte sie nicht mehr gespielt. Doch die Ermordung ihrer Geschwister, der Tod der Eltern, die endlose Angst vor Verhaftung und die unbekanntes Tübühne hatten ihr alle Kraft genommen, die Schreckenjahre sich in ihr Gemüt graviert.

Als die Amerikaner im August 1945 für eine neue Tageszeitung Herausgeber suchten, brachte man auch Walther Karsch ins Spiel. Die Westalliierten setzten anfangs auf politisch breit gefächerte Verantwortlichkeiten. Beim zunächst vierköpfigen Tagesspiegel-Gremium stand Karsch für eine links-sozialistische Position, der 13 Jahre ältere Reger als preußischer Preussengegner, der schon 1931 vor Hitler gewarnt hatte und dessen Bücher dann verboten wurden, für einen demokratischen Antifaschismus. Als das Blatt am 27. September 1945 erstmals mit vier Seiten erschien, konnte Karsch ankämpfen, wo er 1933 aufgehört hatte. Und er eröffnete auch seiner Frau diesen Raum. In einer frühen Veranstaltungsrezension hieß es: „Wie Pauline Nardi aus den Einzelzügen das Fresko einer Welt des Glaubens, des Irrsinn und des Selbstbetruges formt, ist von einer Kunst, die beim Leben selbst in die Lehre gegangen ist.“

Bald verfasste sie selber Artikel, aber nicht mehr über Make-up und Schminke. Das wäre nur die Oberfläche einer zerbrochenen Welt gewesen. Sie beschäftigte und belastete jetzt anderes: die Verantwortung, ehemalige NSDAP-Mitglieder, ermordete jüdische Kinder, das Versagen des Auslands. Eindringlich rief sie dazu auf, Lehren aus dem Nationalsozialismus zu ziehen und der Demokratie die Tür zu öffnen. Unter ihren Texten lagen der unerzählte Schmerz, der sich in vielen Nachkriegsbiografien findet, und der Ärger über die schon wieder proporen, nun sich als Opfer belagenden „Volksgegnern“. Auch Walther Karsch, der seine Artikel häufig zu politischen Themen: zur verpassten deutschen Revolution vom November 1918, zum Tod Rosa Luxemburgs, zu einer Hitler-Rede. Im November 1945 reiste er zu den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen und berichtete.



Enttäuscht. Margarete Clavier vermutete im Osten das bessere Deutschland.

Aber Karsch wechselte in ein anderes Leben. Er ging wieder im Redaktionsalltag auf. Gewinnend und kontaktfreudig, wie er war, bot sich ihm in der wichtigsten West-Berliner Zeitung ein weites Feld. Von Beginn an arbeitete Ise Raschdorff als seine Sekretärin. Das Verhältnis zu der 23-Jährigen aus Neukölln erschien Außenstehenden wie das von Vater und Tochter, tatsächlich hatten die beiden sich längst ineinander verliebt. Karsch und Nardi ließen sich im Dezember 1946 scheiden. Sechs Wochen später verschickte das Paar Raschdorff-Karsch seine Verlobungskarten. Ein Anwalt bemerkte in seinem Gratulationschreiben: „Nachdem sie gemeinsam so viel Unangenehmes überstanden haben, werden Sie sich besonders miteinander verbunden fühlen und glücklich sein, dass dies nun nicht von anderen Außenstehenden in ein falsches Licht gesetzt werden kann.“

Das spielte wohl auf Redaktionsratsch an, aber vielleicht ging es auch um Anwärter Pauline Nardis gegenüber der 24 Jahre Jüngeren. Vier Monate später feierten Walther Karsch und Ise Raschdorff eine große Hochzeit in Weiß, auf der Einladungsliste stand das Who is Who der West-Berliner Zeitungs-, Rundfunk- und Theaterlandschaft samt allen amerikanischen Presseoffizieren.

Und Pauline Nardi? Es hat den Eindruck, als ob sie eine gemeinsame Zukunft für sich und Walther Karsch gesehen hätte. In späteren Leitartikeln vermerkte sie stets, ihr Mann habe sich scheiden lassen. Für eine Weile kam sie bei ihrem Bruder Hans und dessen Frau Lieselotte im Zehlendorfer Ithweg unter, einem kleinen Reihenhäuschen, das zuvor einem NS-Parteigenossen gehört hatte und dem jüdischen Paar von den Amerikanern zugewiesen worden war. In der Stadt voller Flüchtlinge ein Segen. Hans Clavier fand überdies Arbeit im Tagesspiegel-Vertrieb – auf Vermittlung seines ehemaligen Schwagers. Die überlebten Terrorjahre müssen in dem kleinen Domizil angewöhnlich gewesen sein.

Nardi arbeitete von nun an nur noch für Ost-Medien: für den von den Sowjets kontrollierten Berliner Rundfunk in der Masurenallee, die Frauenzeitung „Für Dich“, die „Weltbühne“ und die „BZ am Abend“. Immer wieder bezog sie sich auf den Holocaust als „Zurückgebliebenen“, mit den Schuldgefühlen einer Weiterlebenden. Das las man in SBZ und DDR so nicht oft, hatten doch nach offizieller Lesart in

den Lagern allein Kommunisten ums Überleben gekämpft. Aber mit der Zeit wurden ihre Texte partipolitisch. Berichte über Flüchtlingslager, Zonen, ausgeregelte Rückkehrer aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft und Verhaftungen konterte sie mit Schmähartikeln über Kritiker des Ostens, bezeichnete den Oberbürgermeister Ernst Reuter als „Versager“, die Frau des von den Nationalsozialisten hingerichteten Julius Leber als Propagandistin und den „Telegraf“-Chefredakteur Arno Scholz als Steuerhinterzieher. In den sowjetischen Speziallagern Ostdeutschlands, worin jeder dritte Häftling starb, seien, schrieb Nardi, die Gefangenen gut versorgt.

Schon bald verfasste sie in einer aggressiven Propagandasprache. Die „Spalterclique“ im Westen, so Nardi, lebe ein „Parasitenleben“ und man könne nur hoffen, dass sie bei der Wiedervereinigung zur Hölle fahre. Unter einer Karikatur zu einem ihrer Artikel mit einem Mann mit Goebbels-Gesicht und Hakenkreuzbinde und Pferdefuß, umzingelt von Flammen, hieß es: „Der Reger. Unterstufe Hölle“.

Den Antifaschisten Reger nannte sie Nazi und den Mann, der ihr das Leben rettete, einen Verräter

Scharfe Polemiken gehörten anfangs zum Grundton des Kalten Krieges. Dennoch bleibt die Frage: Wieso rutschte die Journalistin aus den einst undogmatischen-sozialistischen Kreisen so ohne jede Innehalten in die Rolle der fanatischen Agitatorin?

Indem sie den Antifaschisten Reger wider besseres Wissen zum NS-Propagandisten machte, den Mann, der ihr das Leben gerettet hatte, öffentlich des Verrats an seinen Idealen bezichtigte und den Tagesspiegel zur Wiederanfrage der Goebbels-Pressestillerte, wählte sie sich auch gegen den eigenen Bruder. Ein geächtliches Zusammenleben im Ithweg kann man sich da nur schwer vorstellen. War es Entscheidung über die Entwicklung der Nachkriegsgesellschaft? Dazu hätte sie Grund gehabt, aber Karsch und Reger waren hier die falschen Adressaten. Der politisch blattbestimmende Reger hielt die Mehrheit der Deutschen weiterhin für Nationalsozialisten, und bei allem unmissverständlichem Antikommunismus blieb das Kernprojekt des Tagesspiegels die Erziehung seiner Leser zur Demokratie. Gingen ideologische Entwicklung und menschliche Enttäuschung bei Nardi Hand in Hand?

In der „BZ am Abend“ erhielt sie zum ersten Mal eine feste Redaktionsstelle mit ansehnlichem Gehalt. Sie zog in eine eigene Wohnung in der modernen Waldsiedlung in Zehlendorf. Jeden Morgen fuhr sie nach Ost-Berlin, veröffentlichte pausenlos. Aber Mitte 1951 war Schluss. Mit einem Schlag verschwand sie aus der Öffentlichkeit. Was war geschahen?

Ende 1950 war ihre Tuberkulose wieder ausgebrochen. Während sie im März 1951 bange Wochen in einem Lungensanatorium bei Dresden verbrachte, fahndete der sowjetische Geheimdienst nach ihr. Der Weiland-Zirkel war aufgelesen und ihr Name in Verhören erwähnt worden.

Der 45-jährige Alfred Weiland fungierte im Nachkriegsberlin als Kopf einer der bemerkenswertesten Widerstandsgruppen. Für den von den Nazis ins KZ verschleppten Rüstungskommunisten Weiland war die Sowjetunion nicht als Befreier gekommen, sondern stellte mit ihrem „diktatorischen Staatskapitalismus“ den „schlimmsten Feind des Sozialismus“ dar. Ihm schwabte ein freiheldlicher Sozialismus vor, der die Arbeiterklasse von den Kapitalgebern der Bourgeoisie befreite. Vier Monate später erschien den Ostmachtaben gefährlicher als jede andere Widerstandszelle. Am 11. November 1950 wurde Weiland von gedungenen Kriminellen in einer staftweit aufsehenerregenden Aktion aus Schöneberg in den Osten entführt, über Monate gab es daraufhin immer wieder Verhaftungen.

Als zwei aus dem inneren Kreis der Gruppe gestanden, dass auch eine namenlose Redakteurin der „BZ am Abend“, die aber zuletzt krank gewesen sei, mit ihnen in Kontakt gestanden habe, konnte dies nur Nardi gewesen sein. Umfangreiche Nachforschungen liefen an. Aber die Geheimdienststreifer stöberten die Gesuchte weder an ihrem Arbeitsort noch im Dresdner Sanatorium auf. Sosehr die Härscher auch nachfragten, Nardi war verschwunden. „Vermutung“, so schlossen die Geheimdienstoffiziere nach Wochen den Vorgang. „Beitritt den demokratischen Sektor nicht mehr.“ In welchem Kontakt Nardi auch immer zur Weiland-Gruppe gestanden hatte, sicher ist, dass sie nach dem Klinikaufenthalt keinen Fuß mehr auf Ost-Berliner Boden setzte. Sie meldete sich nicht mehr in der Redaktion, sie beantragte weder die ihr zustehende Unterstützung wegen ihrer Tuberkulose, noch ließ sie sich von Ärzten oder in Krankenhäusern der DDR behandeln. Stattdessen schrieb sie in die Zehlendorfer Behörden, ihr fehle das Geld für Kohlen und einen Wintermantel. Der Amtsarzt stellte ihre Erwerbsunfähigkeit fest (hundert Prozent). Als einen Zeugen ihres Lebenslaufs benannte sie den Theaterkritiker Herbert Pfeiffer, den sie aus Weimarer Tagen kannte, aber kurz zuvor erst noch in einem Artikel scharf angegriffen hatte. Und sie nahm wieder Kontakt zu Karsch auf, der sie mit 250 Mark unterstützte. Ihre Tätigkeit in SBZ und DDR ließ sie später in Fragebogen stets aus. Sollte Nardi wirklich mit dem Weiland-Kreis

in Verbindung gestanden haben, muss sie spätestens ab Mitte 1950 von der neu gegründeten DDR tief enttäuscht gewesen sein. Während die sowjetischen Kulturoffiziere vereinzelt durchaus Toleranz aufbrachten für Meinungsverschiedenheiten und konträre Positionen, wurden solche Spielräume immer enger, nachdem die Amtsgewalt auf deutsche Parteikader übergegangen war. Die unterzogen ihre Mitglieder einer spätstalinistischen Inquisition. Die Medienverständnis als „scharfste Waffe der Partei“ zur Durchsetzung ihrer Politik.

Zwischen 1949 und 1952 wurde jede publizistische Eigenständigkeit sukzessive durch Degradierungen, Entlassungen, Anklagen und Haft unterdrückt. Leo Bauer vom Deutschlandsender, Lex Ende bei der „Deutschen Zeitung“, Hans Teubner vom Berliner Rundfunk, Jakob Wächler bei der „Tribüne“, zuletzt Rudolf Hermsdorf vom „Neuen Deutschland“ – Chefredakteur um Chefredakteur geriet samt ganzer Journalistenzirkel ins Fadenkreuz. Die Vorwürfe reichten von Abweichung bis Spionage. Viele flohen. Die, die blieben, zogen sich in Nischen zurück, ergingen sich in Liebesnarrereien, spalteten Adressen oder kämpften auf verlorenem Posten. Der Terror hatte zudem auch eine antisemitische Stoßrichtung. Überproportional viele jüdische Kommunisten verloren ihre Stellen. Am Ende kam es in der DDR zur Massenflucht. Nach Schätzungen blieben nur noch 1500 von 5000 Juden im Land. Mag sein, dass sich Pauline Nardi von den Weiland-Leuten etwas versprochen, was dieser Sozialismus längst verloren hatte.

Doch auch nach ihrem Rückzug in den Westen hörte man von ihr nichts mehr. Kein journalistischer Neuanfang, kein Bühnenauftritt mehr. Als ob sie sich so unsichtbar machte wie während des Nationalsozialismus. Der erste Tuberkuloseausbruch fiel in die Zeit der Ermordung ihrer Schwester und der Angst um das eigene Leben. Hatte der zweite Ausbruch der Krankheit nun eine ähnliche Ursache?

Für eine bedrückende Lebensangst hätte es auch im Westteil der Stadt genügend Anlässe gegeben. Das zerrüttete Berlin war mit seinen Verschleppungen und Nachstellungen auch ein Angstraum voller Gerüchte. 1946 verschwanden 3439 Berliner unter ungeklärten Umständen, im Jahr darauf waren es 2586 Personen. Meist steckten sowjetische Geheimdienste dahinter. 400 Stasi-Einführungen aus West-Berlin lassen sich zwischen 1950 und 1964 dokumentieren. Allein im Jahr von Nardis Absetzbewegung ereilte dieses Schicksal 72 Menschen. Und sie dürfte gewusst haben, dass bis zu diesem Zeitpunkt bereits 24 Journalisten durch Verschleppungen mundtot gemacht worden waren. In den West-Berliner Nachrichtenmedien waren sie ein Dauerthema.

„Gegen Menschenraub und Terror“ lautete das Motto, unter dem im Januar 1951 eine große Solidaritätsveranstaltung für Alfred Weiland in den Hansa-Sälen stattfand. Der Senat wurde aufgefordert, mehr gegen „Entführungskaktionen ostzonaler Terrorkommandos“ zu tun, die zu diesem Zeitpunkt vom neu gegründeten Ministerium für Staatssicherheit in der modernen Waldsiedlung in Zehlendorf. Jeden Morgen fuhr sie nach Ost-Berlin, veröffentlichte pausenlos. Aber Mitte 1951 war Schluss. Mit einem Schlag verschwand sie aus der Öffentlichkeit. Was war geschahen?

Ende 1950 war ihre Tuberkulose wieder ausgebrochen. Während sie im März 1951 bange Wochen in einem Lungensanatorium bei Dresden verbrachte, fahndete der sowjetische Geheimdienst nach ihr. Der Weiland-Zirkel war aufgelesen und ihr Name in Verhören erwähnt worden.

Der 45-jährige Alfred Weiland fungierte im Nachkriegsberlin als Kopf einer der bemerkenswertesten Widerstandsgruppen. Für den von den Nazis ins KZ verschleppten Rüstungskommunisten Weiland war die Sowjetunion nicht als Befreier gekommen, sondern stellte mit ihrem „diktatorischen Staatskapitalismus“ den „schlimmsten Feind des Sozialismus“ dar. Ihm schwabte ein freiheldlicher Sozialismus vor, der die Arbeiterklasse von den Kapitalgebern der Bourgeoisie befreite. Vier Monate später erschien den Ostmachtaben gefährlicher als jede andere Widerstandszelle. Am 11. November 1950 wurde Weiland von gedungenen Kriminellen in einer staftweit aufsehenerregenden Aktion aus Schöneberg in den Osten entführt, über Monate gab es daraufhin immer wieder Verhaftungen.

Als zwei aus dem inneren Kreis der Gruppe gestanden, dass auch eine namenlose Redakteurin der „BZ am Abend“, die aber zuletzt krank gewesen sei, mit ihnen in Kontakt gestanden habe, konnte dies nur Nardi gewesen sein. Umfangreiche Nachforschungen liefen an. Aber die Geheimdienststreifer stöberten die Gesuchte weder an ihrem Arbeitsort noch im Dresdner Sanatorium auf. Sosehr die Härscher auch nachfragten, Nardi war verschwunden. „Vermutung“, so schlossen die Geheimdienstoffiziere nach Wochen den Vorgang. „Beitritt den demokratischen Sektor nicht mehr.“ In welchem Kontakt Nardi auch immer zur Weiland-Gruppe gestanden hatte, sicher ist, dass sie nach dem Klinikaufenthalt keinen Fuß mehr auf Ost-Berliner Boden setzte. Sie meldete sich nicht mehr in der Redaktion, sie beantragte weder die ihr zustehende Unterstützung wegen ihrer Tuberkulose, noch ließ sie sich von Ärzten oder in Krankenhäusern der DDR behandeln. Stattdessen schrieb sie in die Zehlendorfer Behörden, ihr fehle das Geld für Kohlen und einen Wintermantel. Der Amtsarzt stellte ihre Erwerbsunfähigkeit fest (hundert Prozent). Als einen Zeugen ihres Lebenslaufs benannte sie den Theaterkritiker Herbert Pfeiffer, den sie aus Weimarer Tagen kannte, aber kurz zuvor erst noch in einem Artikel scharf angegriffen hatte. Und sie nahm wieder Kontakt zu Karsch auf, der sie mit 250 Mark unterstützte. Ihre Tätigkeit in SBZ und DDR ließ sie später in Fragebogen stets aus. Sollte Nardi wirklich mit dem Weiland-Kreis

Endete die Hoffnung der Überlebenden des Holocaust in einer erneuten Angststarre?

Anthologien deutscher Gegenwartserzähler. 1965, zehn Jahre vor seinem Tod, heiratete der Großkritiker ein drittes Mal, diesmal die Sekretärin des West-PEN Marianne Waechter.

Im selben Jahr starb Pauline Nardi, sie war 67 und befand sich auf Kur in einem Sanatorium in St. Blasien. Über ihre gemeinsame Zeit haben die beiden selbst im engsten Kreis geschwiegen. Ob Walther Karsch an Nardis Beerdigung im kalten Februar 1965 auf dem jüdischen Friedhof an der Heerstraße teilnahm, ist nicht überliefert.

— Andreas Petersen ist Historiker und Leiter von „zeitzeugen – Agentur für Geschichte in Berlin und Zürich“

Foto: Tagesspiegel/Archiv, Andreas Petersen; Illustration: Christiane Helm